

Die Sonntagspost

Illustriertes Unterhaltungsblatt zur Dortmunder Zeitung

Nr. 49

Sonntag
2.
Dezbr.

1906

Drei Menschenleben.

Kriminalnovelle von Dr. L. Lange,
Geh. Kriminalrat.

(Nachdruck verboten.)

Jedermann erzählt lieber von seinen Erfolgen, als vom Gegenteil. Das liegt in einer Art geistiger Koketterie begründet, aber in einer solchen sehr unschuldigen Charaktere. Nur Melancholiker machen in dieser Beziehung eine Ausnahme.

Für den Kriminalpolizeibeamten ist allerdings ein Mißgriff oft lehrreicher und deshalb wichtiger als ein Erfolg — und nicht allein für ihn! Ich will daher den eklatantesten Mißerfolg erzählen, den ich in meiner Laufbahn als Kriminalkommissar zu verzeichnen hatte.

Die Polizeibehörde einer kleinen Stadt, die wir Grelitz nennen wollen, erbat unsere Mithilfe zur Ermittlung eines mysteriösen Giftmordes. Die junge Frau eines in Grelitz ansässigen Rentiers, eines früheren Gutsbesizers, namens Norbert Walldorf, war nach dem Genuß einer Tasse Kaffee unter Symptomen einer akuten Vergiftung erkrankt und bald darauf, ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben, gestorben. Die auf Veranlassung der Behörden vorgenommene Sektion ergab das reichliche Vorhandensein von Arsenik im Magen. Da der Fall unerklärlich schien, nahm die Staatsanwaltschaft vorläufig keine weiteren Erhebungen vor, sondern erklärte sich mit der Requisition eines Kriminalkommissars aus der Hauptstadt einverstanden. Die Ermittlung wurde mir übertragen.

Nirgends ist es für den Kriminalbeamten schwerer, die richtige Maske zu finden, als in kleinen Städten, in denen sich die Neugier durch den Mangel an Stoff zum Ausforschen und Beklatschen ausgehungert, oft mit wahrer Raubgier auf den angekommenen Fremden wirft, wenn derselbe nicht, wie ein reisender Kaufmann oder dergleichen, rasch wieder verschwindet. Seine geringsten Bewegungen werden erspäht und mannigfach kommentiert, und statt ungehindert beobachten zu können, wie in der Großstadt, hat er zunächst vollauf damit zu tun, sich gegen Beobachtungen zu schützen. Ich wählte, wenn es sich nur um einigermaßen anziehende Gegenden handelte, mit Vorliebe die Maske eines Malers, die sich um so leichter durchführen ließ, als ich einige Vorkenntnisse in dieser edlen Kunst erworben hatte. Allein Grelitz sucht gewiß kein Maler auf, die Einförmigkeit seiner auf fruchtbarem Boden sich weit hinziehenden Felder bot fast nirgends malerische Motive, höchstens hier und da einen schön entwickelten Baum. Um hier die passende Maske zu finden, mußte ich erst Vorkenntnisse machen.

In Grelitz erschien ein Wochenblatt, das ich in der Gaststube des „Schwarzen Adlers“ bei einem mehr durch die Menge als durch

die Güte des Gebotenen sich auszeichnenden Abendbrot sitzend mit Eifer durchstudierte. Solche kleineren Blätter geben meist in ihrem lokalen und in ihrem Inseratenteil für denjenigen, der in solchen Studien geübt ist, das getreueste Spiegelbild ihres Erscheinungsortes und seiner Umgebung. Dabei hörte ich aufmerksam den Bemerkungen zu, welche die in meiner Nähe an einem mächtigen runden Tisch sitzenden Honoratioren des Ortes austauschten.

Wie ich gehofft hatte, drehte das Gespräch sich um den Giftmord. Mit einer Geläufigkeit, die darauf schließen ließ, daß es bereits zu wiederholten Malen geübt, legte ein etwas bleicher Herr mit einem großen, rotblonden Vollbart und mähnenartig sein Haupt umflatternden lichtblonden Haar, wie ich später erfuhr, der Apotheker des Ortes, ein Herr Hansen, den andächtig Zuhörenden dar, wie nicht allein bei der Verbrennung eines Teiles des Mageninhaltes der Ermordeten mittels einer Weingeistflamme sich sofort der Arsenik oder vielmehr der bei der Verbrennung sich entwickelnden arsenigen Säure eigentümliche knoblauchartige Geruch sich wahrnehmbar gemacht, sondern auch der ebenfalls für jene charakteristische braune



Der neue Landwirtschaftsminister Berndt
von Arnim auf Griewen (Seite 387)

Niederschlag an einem in die Flamme gehaltenen kalten Porzellanschälchen sich zeigt. „Der qualitativen Analyse“, schloß er mit wichtiger Miene seine Erläuterung, „folgt nun noch die quantitative, mit der ich noch nicht ganz fertig bin, denn bei dieser kommt es auf so minimale Gewichtsteile an, daß der Laie sich dieselben eigentlich gar nicht vorstellen kann!“

Ein kurzes Schweigen folgte, während dessen aus Pfeifen und Zigarren heftig gequalmt wurde.

Dann nahm ein langer, magerer Herr mit scharf ausgeprägten Zügen, der Rektor der städtischen Schule, das Wort.

„Sie dürfen Arsenik ohne besondere behördliche Autorisation überhaupt nicht verabfolgen?“ fragte er.

„Überhaupt kein Gift ohne Gistschein!“ „Und von der Walldorfschen Familie hat Niemand einen solchen sich ausstellen lassen?“

„Niemals — das heißt, wenigstens ist mir ein solcher niemals zu Gesicht gekommen! Das müßte ja auch der Herr Bürgermeister wissen!“

„Mir ist nichts davon bekannt, also ist es auch nicht geschehen!“ erklärte dieser, ein Mann in den Vierzigern mit etwas fränkischem, in seiner gelblichen Färbung auf ein Leiden der Leber oder der Galle deutendem Gesicht. „Auch ist nach dem Selbstmord Ihres Provisors wohl kaum daran zu zweifeln, daß er derjenige ist, der das Gift verabreicht hat.“

„Da möchte ich mir doch einen Widerspruch erlauben“, fiel der Apotheker lebhaft ein, während ich gespannt lauschte, da mir von diesem Selbstmord bisher nichts bekannt geworden war. „Wenn Herr Dr. Barkow hier wäre, so würde er mir bezeugen können, daß der junge Mann an hochgradiger Morphomanie litt, ein Uebel, das unter den Mitgliefern unseres Standes leider ziemlich verbreitet ist. In den Depressionszuständen, welche auf die durch das Morphinum verursachte Erregung folgen und nur durch neue Morphinuminjektionen wieder gehoben werden können, tritt eine Neigung zum Selbstmord nicht selten auf, ohne daß andere Umstände mitwirken. Nun aber die Nachricht von dem plötzlichen Tod unserer Hausgenossin, einer so jungen, so hübschen und so liebenswürdigen Frau, mit der er ja auch nicht selten in Berührung gekommen war, da Herr Walldorf so freundlich war, zu seinen Abendunterhaltungen nicht allein mich, sondern auch den armen Menschen, den Kalfschmid einzuladen — er besaß, wie Sie wissen, mein Versehen, ein sehr anerkennenswertes, musikalisches Talent, und begleitete Frau Walldorf bei ihren Liedern in vorzüglicher Weise, da ist es doch sehr erklärlich, daß ihr so plötzlich und unter so traurigen Umständen erfolgter Tod einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hat und bei seiner Nervendepression ihn veranlaßte, gleichfalls aus der Welt zu scheiden, ohne daß eine Mitschuld von seiner Seite angenommen zu werden braucht!“

Er hatte sich recht in Eifer geredet, der wohlwollende Apotheker, und ein Murmeln zeigte, daß der größte Teil der Honoratoren des Ortes seiner Ansicht war. Allein so leicht gab der Bürgermeister nicht nach. „Ihr Eintreten für ihren verstorbenen Provisor macht Ihnen ja alle Ehre“, sagte

er, „allein daß nur die Nachricht von dem Tode der Frau Walldorf ihn zum Selbstmord getrieben, wenn er nicht mit diesem Tode irgendwie im Zusammenhang stände, das glaube ich nun und nimmermehr! Da sie aber Arsenik bekommen hat, und da dieses aller Wahrscheinlichkeit nach doch aus Ihrer Apotheke gekommen ist, so ist es wohl nicht allzu schwer, sich diesen Zusammenhang zu konstruieren.“

Der Apotheker zuckte die Achseln. Er hielt offenbar an seiner Ueberzeugung fest, mochte aber dem leicht gereizten Bürgermeister nicht nochmals widersprechen. Aus der weiteren Konversation entnahm ich noch, daß die Ehe des Herrn Walldorf eine sehr glückliche gewesen war, obwohl der Altersunterschied zwischen ihm und seiner Gattin mehr als zwanzig Jahre betrug. Sie war aus drückenden Verhältnissen durch ihn zu behaglichem Wohlstand gelangt und schien ihm aufrichtig dankbar zu sein, dem soviel älteren Manne, wenn auch nicht eine leidenschaftliche Liebe, so doch eine herzliche Zuneigung entgegenzubringen.

Erst als ungefähr um elf Uhr die Herren nach Hause gingen, zog auch ich mich in mein Zimmer zurück, um noch eine Zeitlang ruhig über das Gehörte nachzudenken. Mord oder Selbstmord? Das war die Frage, die ich mir zunächst vorzulegen hatte. Daß letzterer unwahrscheinlich war, ging schon daraus hervor, daß keiner der mit den Verhältnissen so genau vertrauten Herren auch nur die Möglichkeit eines solchen erwähnt hatte. Allerdings war dies kein durchschlagender Beweis und die Annahme eines Selbstmordes durfte daraufhin nicht gänzlich ausgeschlossen werden, immerhin aber trat sie in den Hintergrund. Sag aber ein Mord vor, wo war dann der Täter zu suchen? In Walldorf selbst? Hatte er vielleicht in einem Anfall von Eifersucht so gehandelt? War diese berechtigt?

Um hierüber nicht ganz im Dunkeln zu bleiben, mußte ich Walldorf kennen lernen. Aber wie sollte ich mich ihm unauffällig nähern? Ich sann hin und her, ohne daß ich auf einen voraussichtlich zum Ziel führenden Weg kam. Es war vorauszu sehen, daß er, ob schuldig oder nicht, jetzt jeden geselligen Verkehr mied, und in ersterem Falle von Mißtrauen gegen denjenigen erfüllt werden würde, der sich ihm aufzudrängen suchte. Ich mußte daher, ehe ich mich definitiv entschied, wie ich ihm gegenüber treten sollte, sorgfältig das Terrain sondieren.

War er nicht der Täter, so konnte auch ein Nachseht vorliegen, vielleicht von Seiten eines verschmähten Liebhabers oder eines sich ungerecht behandelt glaubenden Dienstboten — wenn auch selten, war doch dieser Fall schon dagewesen. Auch hier war ein sorgfältiges Terraintudium notwendig.

Einen Führer zu diesem hätte ich leicht in dem Bürgermeister gewinnen können, der, gleichzeitig Chef der Polizei, mir beizustehen verpflichtet war. Aber die abstoßende, fast gehässige Art und Weise, in welcher er sich geäußert hatte, ließ ihn mir recht unsympathisch erscheinen, und ich nahm mir vor, meine Beziehungen zu ihm auf das Maß des Notwendigsten einzuschränken.

Am anderen Morgen machte ich ihm meinen Besuch. Er sah in dem klaren Morgenlicht noch mürrischer und vergrämter aus, als am Abend vorher. Seine müden Augen begannen jedoch lebhaft zu funkeln, als ich mich ihm vorstellte und ihm den Zweck meines Besuches angab.

„Es freut mich, daß Sie gekommen sind“, rief er, „wirklich es freut mich! In diese dunkle Sache muß Licht gebracht werden! Daß die mir hier zur Verfügung stehenden Organe dazu nicht imstande sind, wird Sie

nicht verwundern, Herr Kriminalkommissar; da fehlt es an jeder Erfahrung und an jedem Geschick.“

„Es ist ja von diesen Leuten auch nicht zu verlangen, daß sie sich so schwierigen Aufgaben gewachsen zeigen, wie diese es zu sein scheint. Sie würden mich indessen verpflichten, Herr Bürgermeister, wenn Sie die Güte haben wollen, mir eine Schilderung der Verhältnisse im Walldorfschen Hause bis zu der Katastrophe und, wenn möglich, auch nach derselben zu geben.“

„Das will ich gern tun, soweit ich dazu imstande bin. Die vor einigen Jahren stattgehabte Verlobung und die bald darauf folgende Vermählung Norbert Walldorfs überraschten allgemein. Er war ein hoher Vierziger, seine Gattin zählte wenig über zwanzig Jahre. Ja, wenn es noch der jüngere Bruder, Max Walldorf, gewesen wäre! Nun, die junge Frau Walldorf wird wohl gewußt haben, weswegen sie den älteren Bruder vorzog — Norbert, der früher Fabrikbesitzer gewesen war, erfreute sich eines ansehnlichen Vermögens; sein väterliches Erbteil hatte er mindestens vervierfacht. Max dagegen hatte eine wenig produktive Karriere eingeschlagen; er beschäftigte sich mit der Erörterung philosophischer Hirnspinnereien, und wenn auch die Zinsen seines Vatererbes ihm eine ganz behagliche Existenz gestatten, so kann doch bei ihm von einem Luxus, wie die Mittel seines Bruders ihn gestatten, keine Rede sein. Die junge Frau Walldorf aber, die als Tochter eines Kaufmanns, der sein ganzes Vermögen verloren und sich dann eine Kugel durch den Kopf geschossen hatte, sich schon seit ihrem vierzehnten oder fünfzehnten Jahre ihr kärgliches Brot mit schlecht bezahlten Stick- und Näharbeiten hatte verdienen müssen, wollte auch einmal probieren, wie es sich im Luxus leben läßt. Sie machte mir nicht den Eindruck, als ob die harte Schule des Lebens, durch die sie gegangen, einen wesentlich kräftigen Einfluß auf ihren Charakter gehabt hätte — im Gegenteil!“

„Wie war sie denn eigentlich mit den Walldorfs bekannt geworden? Weiß man das?“

„Wenn auch nicht mit voller Sicherheit, so doch annähernd mit solcher. Als ihre Mutter auf dem Sterbebett lag und nicht einmal Doktor und Apotheker bezahlt werden konnten, schrieb Therese Mayplan — das ist der Mädchennamen der Frau Walldorf — an die Walldorfs, mit denen sie entfernt verwandt war. Norbert hatte damals noch die Fabrik und konnte schwer abkommen, Max war sogleich zur Reise bereit. Der Mutter Thereses konnte er nicht mehr helfen, ihr Leiden hatte bereits zu weiten Fortschritten gemacht. Er erleichterte ihr, soweit es möglich war, ihre letzten Tage und sorgte für ein anständiges Begräbniß. Was sollte nun aber aus dem jungen Mädchen werden, das seine letzte Stütze, freilich eine solche sehr fraglichen Charakters, verloren hatte? Ich will dahingestellt sein lassen, ob es nur Mitleid oder ein wärmeres Gefühl war, das Max Walldorf veranlaßte, seinem Bruder den Vorschlag zu machen, Therese in ihr Haus zu nehmen. So ohne weiteres ging das natürlich nicht; erst mußte eine Art Ehrendame für Therese engagiert werden. Auch hierfür trug Max Walldorf Sorge; nachdem es geschehen, brachte er selbst Therese hierher. Die Leute munkelten damals, daß sich zwischen beiden zärtlichere Beziehungen angesponnen hätten.“

„Tatsachen, die hierfür sprechen, sind nicht bekannt geworden?“

„Eigentliche Tatsachen nicht, aber eine Menge Indizien. Ich habe selbst deren beobachtet, auf einem Ball der Ressource. Fräulein Mayplan tanzte sehr viel, wie

dies bei ihrer unbestreitbaren Schönheit nur natürlich war. Max Walldorf schien dies nicht gern zu sehen; er frag Dr. Barlow, der auch anwesend war, ob dieses Uebermaß des Tanzes nicht schädlich für das junge Mädchen sein müsse, und als der Arzt ihm geantwortet hatte, daß dies wohl der Fall sein könne, unterjagte er ihr die Fortsetzung ihres Vergnügens, was Anlaß zu einem kleinen Konflikt zwischen beiden gab. Es scheint, als habe derselbe später größere Dimensionen angenommen, wenigstens trat eine Entfremdung zwischen beiden ein, die sich am deutlichsten dadurch dokumentierte, daß, als Therese sich mit Norbert Walldorf verlobte, Max verreiste und fast zwei Jahre fortblieb. Auch an der Hochzeit seines Bruders nahm er nicht teil, was umjomehr auffiel, als zwischen beiden eine so herzliche Liebe herrschte, wie man sie sonst selten findet. Insbesondere nahm dieselbe von Seiten des jüngeren Bruders einen fast leidenschaftlichen Charakter an. Es mag dies darin seinen Grund haben, daß nach dem frühen Tode der Eltern Norbert Walldorf deren Stelle an dem jüngeren Bruder in liebreichster Weise vertreten hatte. Dessen Abwesenheit warf auch einen Schatten auf sein neues Eheglück, den alle Liebenswürdigkeiten der jungen Frau nicht ganz zu verdrängen vermochte. Erst als Max Walldorf wieder zurückgekehrt war, schien er wolkenlosen Himmel über sich zu sehen.“

„Das so ungleiche Paar lebte also sehr glücklich miteinander?“

„Daß er sich vollkommen glücklich fühlte, ist gewiß. Ob es bei ihr der Fall war, weiß ich nicht, wenn nicht, so wußte sie jedenfalls ganz vorzüglich ihre Rolle zu spielen. Selbst die schlimmsten Kästereien unseres Städtchens, das wahrlich nicht arm an solchen ist, wußten an ihr nichts auszusprechen — oder höchstens, daß sie die Periode der Not, die sie durchgemacht, so schnell vergessen zu haben schiene.“

„Dabei blieb es bis zu ihrem plötzlichen Tod?“

„Nein. Im Laufe des Jahres tauchten verschiedene ihr nicht günstige Gerüchte auf. Der Reiz der Neuheit hatte ihr das luxuriöse Leben wohl anziehender erscheinen lassen, als es auf die Dauer sich zeigte. Aber wenn sie wirklich extravagierete, so wußte sie dies so vorzüglich mit dem Schleier des Geheimnisses zu umgeben, daß aus allen den Gerüchten nichts Positives herauschaute.“

„Ob wohl diese Gerüchte auch ihrem Gatten zu Ohren kamen?“

„Ich glaube kaum, und wenn es der Fall gewesen sein sollte, so hat er diejenigen, die sie ihm hinterbracht, gewiß in einer Art und Weise zurückgewiesen, daß ihnen die Lust vergangen ist, zum zweiten Mal ihm mit solchen Sachen zu kommen. Er ist ein durchaus gerader und offener Charakter und Feind aller Intriguen und Zwischenträgereien. Daß er, wenn er wirklich etwas erfuhr, nicht einen Moment an der Treue seiner Gattin zweifelte, dafür glaube ich mich verbürgen zu können.“

„Das war mir wertvoll; die Möglichkeit, daß er die Tat begangen habe, rüdte dadurch in eine viel weitere Entfernung, wenn ich sie auch natürlich lediglich auf die Worte des Bürgermeisters hin nicht gänzlich ausschließen durfte.“

„Welchen Inhalt hatten die obenerwähnten Gerüchte?“ frug ich.

„Man brachte Frau Walldorf bald mit diesem, bald mit jenem in Verbindung, mit ihrem Schwager, mit dem Dr. Barlow, mit dem Provisor der Apotheke, die im Hause des Herrn Walldorf sich befindet — die letztere Version schien mir am meisten Wahrscheinlichkeit für sich zu haben.“

„Warum?“

„Nicht nur deshalb, weil die beiden gern und häufig miteinander musizierten. Sie hatte eine nicht sehr umfangreiche, aber sehr weiche und volle Stimme, die sie auf Wunsch ihres Gatten in den beiden ersten Jahren ihrer Ehe sorgfältig schulte. Es kam zu diesem Zwecke dreimal wöchentlich ein Gesangslehrer aus Köln mit der Bahn herüber, was nicht geringes Geld gekostet haben muß. Indessen dieses spielte keine Rolle, wenn Herr Walldorf seiner Gattin eine Freude bereiten konnte, Herr Neubert, der Provisor, war ein vorzüglicher Klavierspieler, und es ist nur natürlich, daß man in der Walldorfschen Familie seine musikalische Begabung sich zu Nutze machte. Weniger harmlos aber waren, falls jene Gerüchte auf Wahrheit basiert haben sollten, gewisse Zusammenkünfte zu vorgedachter Stunde im Hause, dessen ausgedehnte Räumlichkeiten nur zum Teil bewohnt wurden. Was indessen daran Wahres ist, kann ich natürlich auch nicht wissen. Ich würde Ihnen raten, nicht zuviel Gewicht darauf zu legen.“

Es war mir auffallend, daß er erst mich gewissermaßen auf die Spur drängte und dann mich wieder von derselben zu entfernen suchte.

„Ihr Rat ist mir selbstverständlich um so schätzbarer“, entgegnete ich ihm, „als er allein mir eine sichere Basis für mein Vorgehen bietet, deren ich sonst gänzlich entbehren würde. Ich bitte, mir denselben in ausgedehntem Maße zuteil werden zu lassen.“

Er verbeugte sich. „Es ist meine Pflicht und soll mir ein Vergnügen sein“, antwortete er verbindlich, „ich kann Ihnen ja selbstverständlich nur allgemeine Direktiven geben — eigentlich nur eine, die alles andere an sich begreift. Gehen Sie direkt zu Herrn Walldorf, er wird Ihnen sicherlich bei Ihren Recherchen zur Seite stehen.“

Der Rat war gut und ich befolgte ihn. Es bedurfte keiner großen Menschenkenntnis, um zu sehen, daß Norbert Walldorf eines Verbrechens, wie das in Rede stehende, absolut unfähig war. Der Bürgermeister hatte ihn mir ganz richtig geschildert: Er war von offenem, loyalen Charakter, durch das an seiner Gattin begangene Verbrechen allerdings sehr düster gestimmt, aber keinesfalls der Urheber desselben.

Noch düsterer erschien Max Walldorf. Seine gewaltsam niedergehaltene Erregung gab sich nur zeitweise durch einen heftigen, tiefen Atemzug oder ein Aufblitzen seiner dunklen Augen kund. Während sein Bruder in ungekünstelter Weise seinem Schmerz und seinem Zorn über den Mörder Ausdruck gab, bewahrte Max Walldorf seine Zurückhaltung und sein Blick ruhte mit einem Ausdruck auf Norbert, den ich vergeblich zu analysieren versuchte. Um darüber in das Klare zu kommen, bat ich ihn, mir bei meinen Nachforschungen behilflich zu sein.

„Ich? Was kann ich dabei tun!“ versetzte er, augenscheinlich unangenehm berührt durch mein Ersuchen.

„Sehr viel!“ lautete meine kühle Antwort. „Bedenken Sie gütigst, daß ich ganz fremd hierher komme, und auf einen Erfolg, der ja auch in Ihrem Interesse liegt, nur dann zu rechnen ist, wenn ich da Unterstützung finde, wo ich sie am ersten zu erwarten berechtigt bin.“ (Fortf. folgt.)

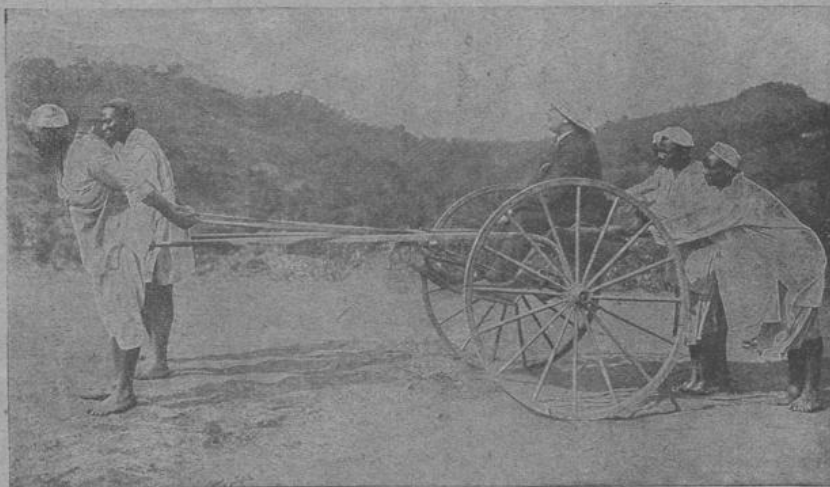
Zu unsern Bildern.

Nach dem Rücktritt Podbielskis wandte sich das Interesse weiter Kreise der Frage zu, wer als sein Nachfolger die Leitung des Landwirtschafts-Ministeriums übernehmen werde. Die Wahl des Kaisers ist bekanntlich auf das Mitglied des Herrenhauses, den Ritterschaftsrat Berndt von Arnim auf Griewen, der zugleich Mitglied des Direktoriums der Landwirtschaftsgesellschaft ist



Der Abg. Justizrat Dietrich mit seiner ostafrikanischen Jagdbeute (Seite 387)

(Titelseite), gefallen. Eine fest umrissene politische Stellung hat der neue Minister bisher nicht eingenommen; die Folge muß lehren, ob er der rechte Mann am rechten Platz sein, das heißt mit anderen Worten, ob er neben der energischen Wahrung der Rechte und Pflichten seines Amtes auch ein offenes Ohr für die berechtigten Wünsche des Volkes (wir erinnern nur an die Lösung der Fleischfrage) haben wird. Hoffen wir das Beste!



Der Abgeordnete Dr. Arendt in den Usambara-Bergen (Seite 387)

Von der Studienfahrt deutscher Reichstagsabgeordneter nach Deutsch-Ostafrika sind uns verschiedene Photographien zugegangen. Wir veröffentlichen davon zwei; das obere auf Seite 387 befindliche Bildchen zeigt ein von dem Abgeordneten Justizrat Dietrich auf der Felseninsel im Viktoria-Nyanza erlegtes Krokodil. Die Größe des Untiers geht aus der Danebenstellung des Herrn Abgeordneten deutlich

hervor. — Ueber die primitive Art der Personenbeförderung unterrichtet das Bild auf Seite 387. Wir sehen auf ihm den Abgeordneten Dr. D. Arendt, wie er sich auf einer sogenannten „Kifcha“ die Usambara-Berge betrachtet. Statt der Vierfüßer leisten hier Menschen den Dienst als Zug-, beziehungsweise Schiebtiere, — eine für unser Empfinden fast entwürdigende Arbeit. Bei uns in Europa wird sie nur noch gegebenen Falles von entzückten Verehrern irgend einer Primadonna ausgeübt, die dem Gegenstand ihrer Bewunderung wohl einmal die Pferde aus- und dafür sich selbst vor den Triumphwagen ihrer Göttin spannen. Chacun a son goût!

Unsere nächsten drei Illustrationen (Seite 388) beschäftigen sich mit der drahtlosen Telegraphie und der Funkstation in Nauen. Die deutsche Funkstationsgesellschaft ist verhältnismäßig spät erst an den Bau von Stationen großer Tragweite herangegangen. Der Grund hierfür ist einerseits in der Tatsache zu suchen, daß die Gesellschaft durch Lieferung kleinerer Stationen zu stark in Anspruch genommen war, und weiterhin war besonders zu Anfang noch ein Gesichtspunkt entscheidend: die Anfertigung von Masten und Türmen von so großer Höhe und Tragfähigkeit, wie sie eine Riesenstation verlangt, aus isolierendem, die Empfangsstrahlen nicht beeinflussendem Holze. Nicht nur der hohe Preis, sondern noch mehr die Betriebsunsicherheit gaben hier zu schwerwiegenden Bedenken Anlaß.

Erst nachdem eine neue Antennenordnung da war, konnten Eisenmasten Anwendung finden, ohne den Gebe- und Empfangsstrom abzulenken und zu schwächen. — Nach diesen technischen, ungemein wichtigen Elementarerfolgen schritt die Funkstationsgesellschaft zum Bau einer Riesen-Veruchstation in Nauen bei Potsdam. Gleichzeitig begann sie auch die Konstruktion von tragbaren, mobilen Stationen in Angriff zu nehmen, deren Ausbau und Vollendung von größtem strategischen Werte beim militärischen Nachrichten- und Aufklärungsdienste ist.

Diese tragbaren Funkstationen, die ähnlich wie die ihren Standort leicht verändernden Schiffe in dauernder Verbindung mit der Empfangs- und Aufgabenzentrale stehen, müssen vor allem beweglich, leicht und dabei doch betriebssicher gebaut sein, um ihrem Zwecke voll und ganz entsprechen zu können.

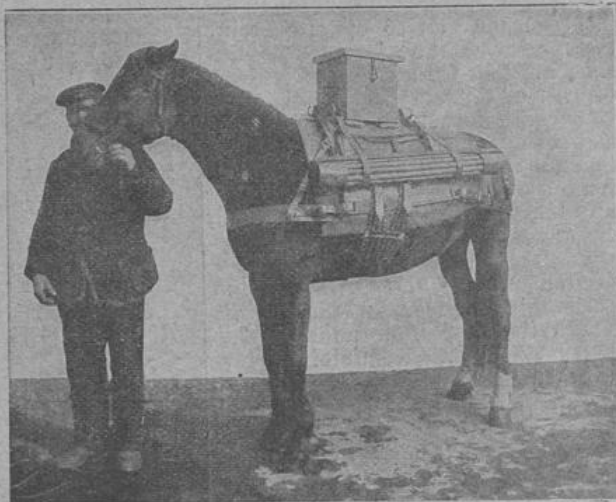
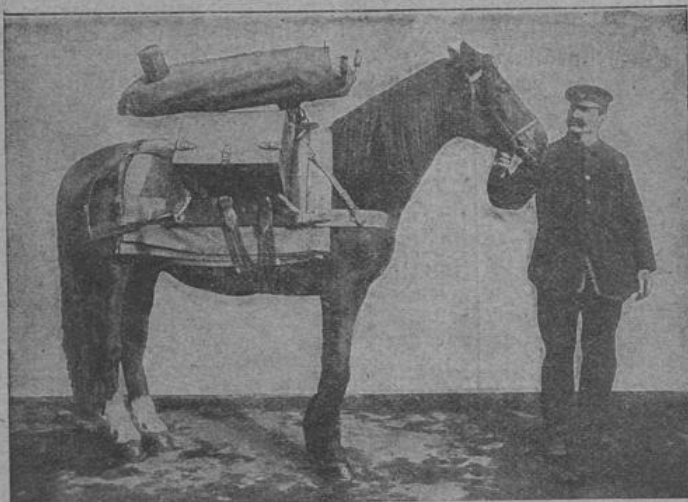
Eine solche mobile Feldstation setzt sich aus Luftleitergebilde, Kraftquelle, Gebe- und Empfangsapparat zusammen. Das Luftleitergebilde ist in acht Teile zerlegbar und etwa 15 Meter hoch und besteht aus dem festen und leichten Magnesiummetall (seiner Legierung von Magnesium und Aluminium). Dieses Gerüst trägt ein Schirmnetz von Bronzefäden von je 25 Meter Länge; man schützt diese gegen Regen, Wind und Wetter am besten durch Einfetten mit säurefreier Schmiere oder durch Verzinken oder Verbleien der Drähte. Senkrecht unter diesen Luftdrähten sind in 1 Meter Entfernung vom Boden 6 Gegengewichtsdrähte von je 40 Meter Länge ausgespannt, die sich in einem am Mast befestigten und von diesem isolierten Ringe konzentrisch vereinigen. Der Mast selbst

ist vom Boden isoliert und bildet die Zuleitung zum Luftnetz.

Als Kraftquelle dient eine kleine Gleichstrom-Nebenschluß-Dynamomaschine, von einer Nuzleistung von 1 Ampere 45 Volt bei 1200 Touren. Die Abbildung zeigt uns eine solch kleine einem Dreirad ähnliche, und gleich diesem mit den

Erzeugung von großen weittragenden Wellen, soll sie das Herz der norddeutschen „Drahtlosen“ darstellen, ist dazu bestimmt, all die schwächeren Wellen der beweglichen Stationen nur in einer Linse aufzufangen und andererseits die Nachrichtenübermittlung auf größere Entfernungen an die kleinen Stationen kraft ihrer stärkeren Wellen-

Seilen angepflocht, die eventuell eine Spannung von 10 Tonnen aushalten müssen. Der Strom wird der Spitze dieses Gerüsts zugeführt, und diese übergibt die Elektrizität zur Weiterbewegung der freien Atmosphäre. Die Aufnahmestation ist auf freiem Felde aufgeschlagen und besitzt gleichfalls zur Stromerzeugung einen Dynamo.



Die drahtlose Telegraphie und die Telefunkenstation in Naun: Eine in zwei Teile zerlegbare und zur Transportierung auf die beiden Pferde verteilte Telefunkenstation (Seite 387)

Füßen zu treibende Elektrizitäts-Erzeugungsmaschine.

Der Gebeapparat arbeitet mit einer Wellenlänge von 364 Metern, dessen offener Schwingungskreis durch Luftnetz, Verlängerungsspule, Gegengewichtszug und Gegengewichtsspule gebildet wird. Die Apparate des Empfängers sind ebenso wie die des Gebeapparates in einem Holzgestell vereinigt, das für den Transport eingerichtet ist.

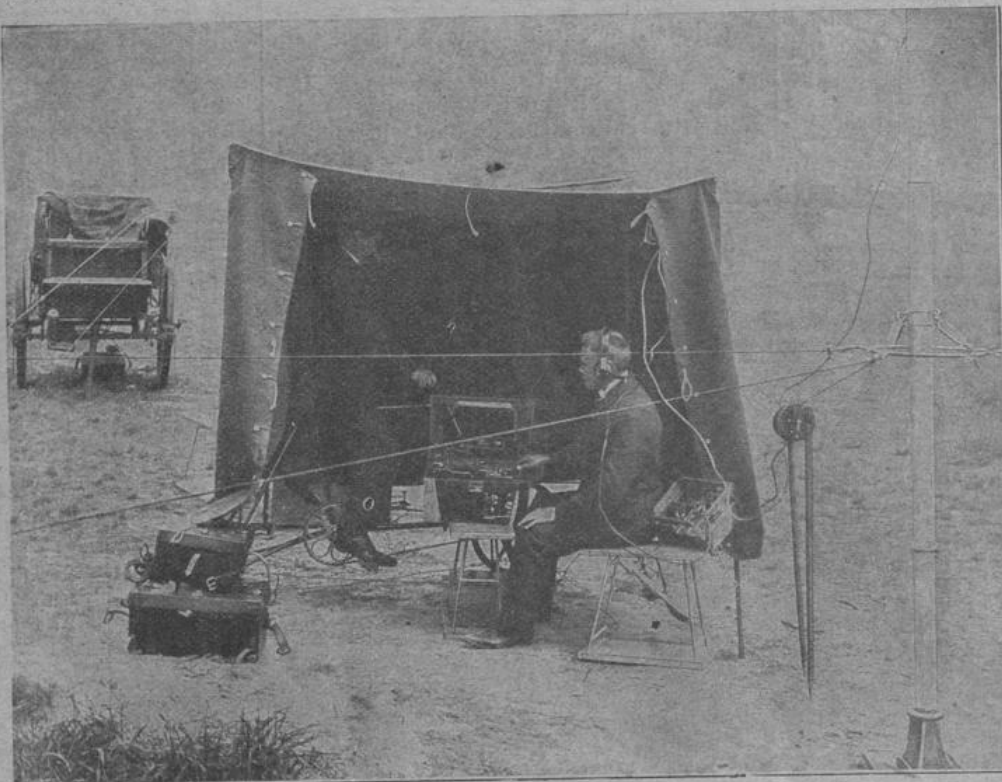
Das gesamte Gewicht dieser tragbaren Station beträgt 200 Kilogr. Reichweite hat sie bei mittlerem Gelände etwa 50 Kilomtr. Bei Verwendung für Kavallerie wird die Station, wie unsere Abbildungen zeigen, auf Tragtieren mit Packsätteln verladen. In 20 Minuten ist die Station aufgebaut. Zur Bedienung des Gebers und Empfängers genügen ein Mann, zur Kraftzeugung mittels des oben erwähnten Dreiradgestell für den Dynamo sind zwei Mann, mit Ablösung drei Mann erforderlich. Muß der Transport durch Infanterie geschehen, stehen keine Pferde zur Verfügung, so wird das Material der ganzen Station auf Karren verladen; jeder Mann hat dann etwa 25 Kilogramm zu fahren. Acht Leute kämen also zur Beförderung des Materials in Frage, die nach erfolgtem Aufbau der Apparate sofort zur Bedienung derselben an Ort und Stelle wären.

Die Naunener Zentralstation besitzt Aufnahme- und Geberstation; empfindlicher in der Aufnahme und stärker in der

Erzeugung zu ermöglichen. Die Geberstation in Naun, also diejenige, von der Telegramme aufgegeben werden, besitzt in einem besonderen Raume eine Lokomotive mit Dynamo zur Kraftzeugung, die nur bei Aufgabe von Telegrammen arbeitet, sonst aber stillsteht und im Nebenraume Einschaltungen der Richtungen, sowie auch

Ueber das furchtbare Unglück, von welchem die Stadt Naun durch die Explosion der in ihrer Umgebung gelegenen Roburit-Fabrik betroffen worden ist, haben wir in den letzten Nummern der „Dortm. Zeitung“ ausführliche Berichte veröffentlicht. Groß wie der Schrecken über das so unvermutet eingetretene Ereignis, ist die Teilnahme mit den Opfern der Katastrophe; groß ist aber auch der Unmut darüber, daß es derartigen Fabrik-Anlagen gestattet wird, ihre gefährdenden Betriebe in einer verhältnismäßig zu geringen Entfernung von menschlichen Wohnungen anzustellen. Es dünkt uns deshalb eine unaussprechliche Forderung, daß künftig eine genügend große Zone bestimmt wird, innerhalb welcher keine Wohnstätten zulässig sind, beziehungsweise daß derartige Establishments in eine weniger dicht bevölkerte Gegend, als die unsere, verlegt werden.

Unsere Nummer enthält fünf Aufnahmen, die sofort am Morgen nach der Unglücksnacht von unserem Photographen hergestellt worden sind. Die beiden Trümmerstätten auf



Die Telefunkenstation in Betrieb: Rechts die Auffangstange, unter dem Schutzbach der Telegraphist und die mit Fahrradtrieb ausgerüstete Dynamo-Maschine (Seite 387)

einen Morseapparat. Je nach der Dauer der Stromunterbrechung zeigt der Aufnahmeapparat der angesprochenen Station Punkte oder Striche, aus welchen sich das Alphabet zusammensetzt. Außerhalb der Station ist ein Gerüst aufgestellt, das 50 Meter hoch ist und in dessen Innern eine Wendeltreppe zur Spitze führt. Ganz ähnlich wie bei den kleinen Feldstationen ist dieser Turm mit

Seite 389 lassen uns die zerstörende Wirkung des Roburits in nächster Nähe der Explosionsstätte erkennen; sie zeigen uns die Fabrik selbst. Klar sichtbar ist in der Mitte des Bildes ein Maschinenfundament, während der dazu gehörende schwere Kollergang mindestens 10-12 Meter rechts seitwärts liegt. Das obere Bild Seite 390 gewährt uns einen Einblick in die Lind-



C. L. KRÜGER, p. h. G. m. b. H. Dortmund.

Von der Unglücksstätte bei Annen: Die zerstörte Roburitsfabrik (Seite 388)

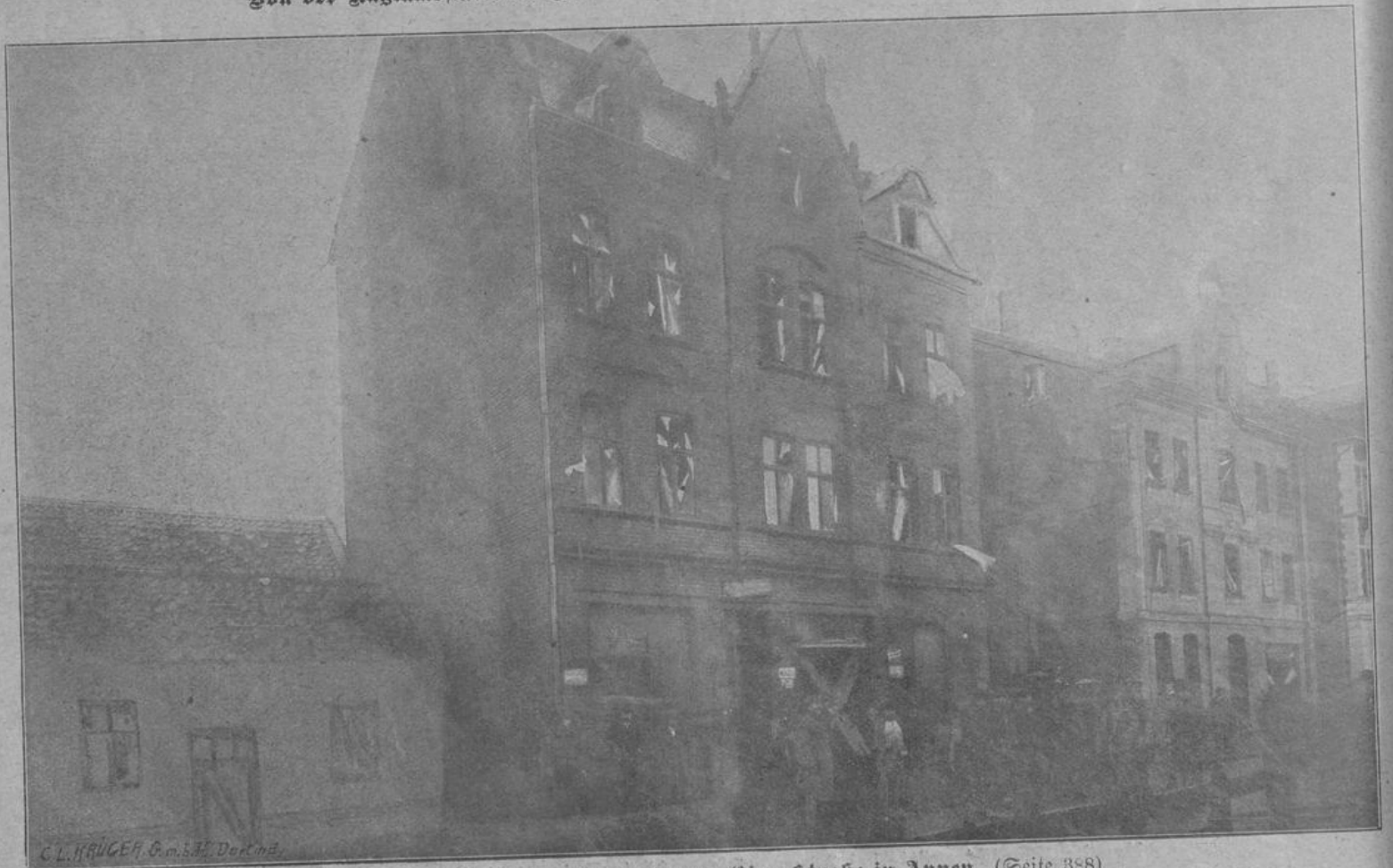


C. L. KRÜGER, p. h. G. m. b. H. Dortmund.

Von der Unglücksstätte bei Annen: Die zerstörte Roburitsfabrik (Seite 388)



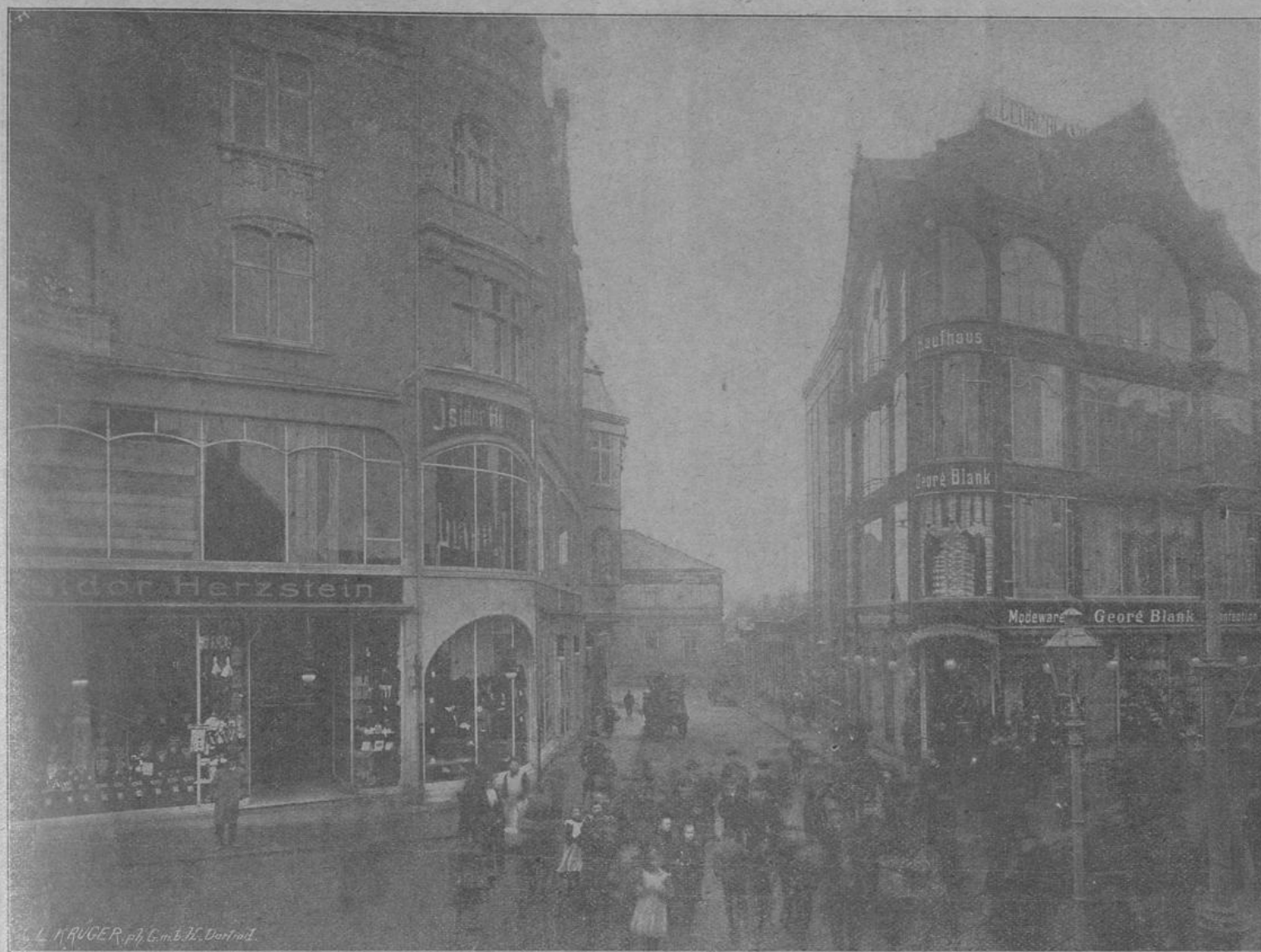
Von der Unglücksstätte bei Annen: Blick in die Lindnersche Fabrik (Seite 388)



Wirkung der Explosion in die Ferne: Eine Straße in Annen (Seite 388)

nerje
eben
das
Wirt
ferm
lehte
barte
N
nicht
wir
unbe
ist u
sei a
erho
vor
Geje
zum
der
mit
glüd
(28
den
fügt

3i
wird
Roh
dafi
seit
weni
Del
nicht
rend
fluer



Wirkung der Explosion in die Ferne: Eine Straße in Witten (Seite 388)

nerische Fabrik, die von der Explosion ebenfalls schwer mitgenommen worden ist; das untere auf derselben Seite gibt die Wirkung der Explosion auf größere Entfernung in einer Straße Annens, das letzte Seite 391 in einer Straße der benachbarten Stadt Witten wieder.

Noch läßt sich die Größe des Unglücks nicht vollständig übersehen; nur Gines wissen wir gewiß, daß die Not unter den armen, unbemittelten Opfern der Katastrophe groß ist und noch größer werden wird. Darum sei auch an dieser Stelle der Ruf um Hilfe erhoben. Das heilige Weihnachtsfest steht vor der Tür; mögen die mit Glücksgütern Gesegneten einen Teil der Summen, die sie zum Feste aufzuwenden pflegen, den Opfern der Explosion zuwenden. Sie werden damit manche Träne stillen, manchem Unglücklichen Trost und neues Hoffen geben!

(Weitere photographische Aufnahmen finden die Leser in der dieser Nummer beige-fügten vierseitigen Beilage.)

Zimtöl als Mittel gegen Influenza

wird von einem amerikanischen Arzt, Josef Noß, empfohlen. Er schreibt dem „Lancet“, daß er das Del der Zimtrinde aus Ceylon seit fast 16 Jahren mit großem Erfolg anwende. Das aus den Blättern hergestellte Del, das allerdings billiger ist, sei hingegen nicht zu empfehlen. Noß gibt an, daß während der 16 Jahre ihm kein Fall von Influenza vorgekommen sei, der bei Anwen-

dung des Zimtrindenöls sich nicht in weniger als sechs Tagen abgespielt hätte. Meistens hatten die Patienten die Krankheit in drei oder vier Tagen überwunden und konnten zu ihrer Beschäftigung zurückkehren. Die Behandlung ist dabei sehr einfach. Der Patient erhält zunächst 12 Tropfen dieses Oels und nach einer Stunde wieder 12 Tropfen. Zwei Stunden später muß er 10 Tropfen einnehmen, und dies wird dann alle zwei Stunden ohne Unterbrechung fortgesetzt, bis die Temperatur normal ist. Von diesem Zeitpunkt an muß der Patient 1–2 Tage lang dreimal täglich 10 Tropfen nehmen. Wenn die Behandlung etwa 3 bis 4 Stunden nach der Erkrankung eingeleitet hat, so sinkt die Temperatur gewöhnlich schon nach 12 Stunden auf die Norm. Falls der Kranke aber erst nach Ablauf von mehreren Tagen in Behandlung genommen worden ist, so können 24 bis 30 Stunden verstreichen, ehe er fieberfrei wird. Wenn die Temperatur gesunken ist, muß der Patient womöglich noch 24 Stunden lang sein Zimmer hüten und dann noch 2–3 Tage zu Hause bleiben. Diese Frist kann bei kräftigen Personen auf 24 Stunden eingeschränkt werden, wenn der Beruf des Patienten es dringend nötig erscheinen läßt. Die Frist muß aber namentlich dann eingehalten werden, wenn die Krankheit längere Zeit bestand, bevor die Behandlung einsetzte. Das Ceylonrindenöl ist leicht erhältlich und wird in einem halben Weinglas Wein oder Wasser eingenommen.

Allerlei Betrachtungen.

In der „Berner Rundschau“, einer neuen Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz (Redakteur F. D. Schmid, Verlag von Dr. G. Grunau-Bern), veröffentlicht Karl S. Maurer nachstehende Betrachtungen:

Es gibt für den Künstler kein Gesetz als das eigene Gefühl; es gibt für den Künstler keinen Lohn als das eigene Glück; es gibt für ihn keinen Herrn als das eigene Gewissen!

Es zeigt so recht den kulturellen Tiefstand eines Volkes, wenn es seine gebenden Dichter, Bildhauer, Maler und Philosophen als überflüssige Abart Mensch betrachtet, im besten Falle als Zeitvertreiber.

Es ist viel leichter, Kinder zu unterrichten als sie zu erziehen. Das erstere setzt nur das Wissen voraus, zur Erziehung muß man etwas sein.

Homonym.

Ihr Leser mein, wer mag ich sein?
Bald schwarz, bald weiß, bald kalt, bald heiß,
Im fernen Land am Donaustrand.

(Die Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Auflösungen von Nr. 48:

des Silbenrätsels: Meistergesang.
des Buchstabenrätsels: Nebel, Abel.

Moderne Ehen.



Frau (zärtlich): „Nicht wahr, Männchen, ehe wir uns scheiden lassen, lassen wir uns noch einmal zusammen photographieren?“

Im Examen.

Professor: „Nennen Sie mir einen Wasservogel aus den Tropen, Herr Kandidat!“ — Kandidat: „Der Wellensittich.“

Kaltblütig.

Junger Ehemann: „Es ist ein Skandal, jetzt laufe ich schon drei Tage ohne einen Knopf am Rock herum.“

Junge Ehefrau: „Na, sei froh, daß Du nicht mehr Soldat bist, sonst würdest Du sofort drei Tage ins Loch wandern.“

Mei Bua.

A Ringel am Finger, a Federl am Huat
Und g'nagelte Schuacherln, ja das steht ihm guat!
Kur' Hosei von Leder, von Toden die Jopp,
Von Woll halt die Strumpferln, sonst wären's ihm z' grob.
A Büchferl am Buckel, a Geld in der Tasch,
Ganz kohlschwarze Haarle, a schneeweiße Wasch.
An Schnurrebart im Gesicht hat a no mei Bua,
Is weifaus der Schönst' und der G'scheidest dazua.
Wenn der dir begegnet, dann woast, wer er is,
Darfst schaug'n nur auf's Ringel, na woast es ganz g'wis.

Ein Rundiger.

Proz (der sich mehrere Klassiker gekauft hat): „Werden die Bände auch nicht zu schwer sein für ein Postpaket?“

Buchhändler: „Im Gegenteil — es könnten sogar noch zwei Kilo dazu gepackt werden!“

Proz: „Na, dann packen Sie noch ein Kilo Goethe und ein Kilo Schiller dazu.“

Unter Freundinnen.



A.: „Ich liebe sie alle beide, wen von ihnen soll ich heiraten?“

B.: „Den, der Dir einen Antrag macht!“

Beilage zur „Sonntagspost“ Nr. 49.

Fortsetzung der Bilder von der Annener Katastrophe.

In der vorliegenden Extrabeilage unserer „Sonntagspost“ bringen wir im Anschluß an die übrigen Berichte noch einige bildliche Darstellungen der grauenhaften Verwüstungen, welche die Explosion der Roburritfabrik in Annen herbeigeführt hat. Das erste Bild zeigt uns die Villa des Bauunternehmers Heier, die in ihrem Innern einem wilden Chaos gleicht. Sämtliche Scheiben sind zerstört, die Fensterrahmen aus dem Gemäuer gehoben, Dachpfannen zu kleinsten Stücken zertrümmert, versperren den Eingang. Und drinnen in den Kuren, auf den Treppen, in den herrschaftlichen Räumen eine dicke Schicht fast zu Mehl zermürbtes Glas, den Boden bedeckend. Die schönen Mahagonimöbel, Betten und Kleidungsstücke liegen wild umher, als hätte eine Horde Vandalen in den Zimmern gehaust. Unser zweites Bild, der Saal des „Westfälischen Hofes“ in Annen, ist an seiner Nordseite hart mitgenommen. Wände sind eingedrückt, Embleme und Fahnen schmuck liegen, von Kalk und Lehm bedeckt, auf dem Boden umher.

Einen ebenso trostlosen Eindruck macht die Krupp'sche Kolonie an der Bergstraße in Annen. In ihren Dächern hat das entfesselte Element mit grauer Gewalt gewüthet. Die zerstörten Wohnungen liegen verödet, ihrem Schicksal überlassen. In der Furcht eines weiteren Unheils, das die im Innern des rauchenden Trümmerhaufens noch lagernden 70 Zentner Sprengstoff anrichten könnten, sind die Insassen geflüchtet mit zahlreichen anderen Familien, um ein entlegeneres Obdach zu suchen. Das vierte Bild zeigt uns das Aeußere der in ihrem Innern schwer beschädigten Fabrik von Julius Lindner in Erlen. Das Aeußere der Knappmannschen Fabrik wird uns im fünften Bilde dargestellt. Die oberhalb der Fabrik liegende Villa des Besitzers ist in ihren inneren Einrichtungen ein noch grauenhafteres Opfer der Verwüstung geworden, als das mit der Heierischen Villa schon der Fall ist. Das Treppenhaus ist zerdrückt, Türen sind aus den Angeln gehoben und Füllungen aus dem Gefuge gerissen. Alles andere bietet dasselbe trostlose Bild wie in dem Heierischen Hause. Das letzte Bild zeigt uns die rauchende Trümmerstätte der Roburritfabrik, von der Villa

Knappmann aus gesehen, wo tief in der Erde in einem vermauerten Gewölbe noch 100 Kisten Sprengstoff lagern. Der rauchende Schutt deckt wahrscheinlich noch eine Menge menschlicher Leichen. Mit Sicherheit drin umgekommen sind die Familien des Aufsichters, des Kesselheizers und des Nachtwächters mit ihren Ernährern. Daß die todesmutigen Rettungsleute mit ihren unerschrockenen Führern, dem Chemiker Dr. Schmidt und einem Ingenieur doch bald mit Gewißheit verkünden könnten: Alle Gefahr ist vorüber. Daß man doch die Leichen hervorholen könnte aus den Trüm-

noch viel größere Zahl Leichtverletzte harren der Genesung. Aber werden sie ihre verwüstete Heimstätte wohlgeordnet wieder finden? Schon regen sich mildtätige Hände. Die Gaben fließen. Der Kaiser hat seinen Vertreter zur Unglücksstätte entsandt. Von Amtswegen werden, wie angeschlagene Plakate verkünden, die Schreiner-, Glaser-, Zimmerer- und Dachdeckerarbeiten vergeben. Hoffentlich gelingt es den vereinten Kräften unserer Handwerkerwelt, aus den Ruinen menschenwürdige Wohnstätten erstehen zu lassen. Unser letztes Bild führt uns die demolierten Wohnräume des Arbeiters Braun vor. Von Wänden und Decken ist der Verputz abgerissen, der die umgestürzten Möbeln in dicker Schicht bedeckt. Bilder, die die Zimmerwände schmückten, liegen in Lehm und Kalk auf dem Erdboden. Der Kleiderschrank ist nach vorn gestürzt und liegt auf der Kante eines in der Ecke stehenden Bettes. Welch glücklicher Zufall, daß eine weniger heftige Explosion als Warnungsruf der großen Katastrophe vorherging.

Hundert wäre das eigene Heim zum Grab geworden. Auf dem Tisch liegt noch ein Puppengestell, das die sinnige Beschäftigung andeutet, die an dem nahe bevorstehenden Weihnachtsfeste so viel Freude und Dank in einem liebenden Kindergemüth auslöst. Die Hoffnungen sind zerstört, wenn nicht Christenpflicht und Nächstenliebe hilfsreich in die Breche dieses harten Menschenjochs eintreten. Sollten sie auf sich warten lassen? Oder sollte nicht der in der Ecke dieses verwüsteten Arbeiterheims unverfehrt erhaltene segnende Christus, der seine Hände über das trostlose Chaos eines Menschenjochs breitet, Besseres verheissen?!

* * *

Was gibt es Größ'res denn, als wohlzutun, Mit vollen Händen und mit freud'gem Willen Die Tränen der Unglücklichen zu stillen? Ach, jene, die im Schoß des Todes ruhn,

Sie fordern nichts mehr von der Erde Gaben, Die letzte Stätte mögt ihr ihnen graben. Doch jenen, die ihr wandeln seht im Licht, Zu helfen, sei euch hohe heilige Pflicht, Auf das zum Fest der Liebe dieser Erde Ein Trost den ärmsten eurer Brüder werde!



Villa des Bauunternehmers Heier, die in ihrem Innern furchtbar verwüstet wurde

mern, um sie an geweihter Stätte zu betten. Aber bis zur Stunde steigen die riesigen weißen dicken Säulen zum Himmel empor, züngeln die Flammen aus dem schwelenden Schutthaufen. In den Krankenhäusern Wittens und Annens kämpfen eine große Zahl Schwerverletzte mit dem Leben, eine



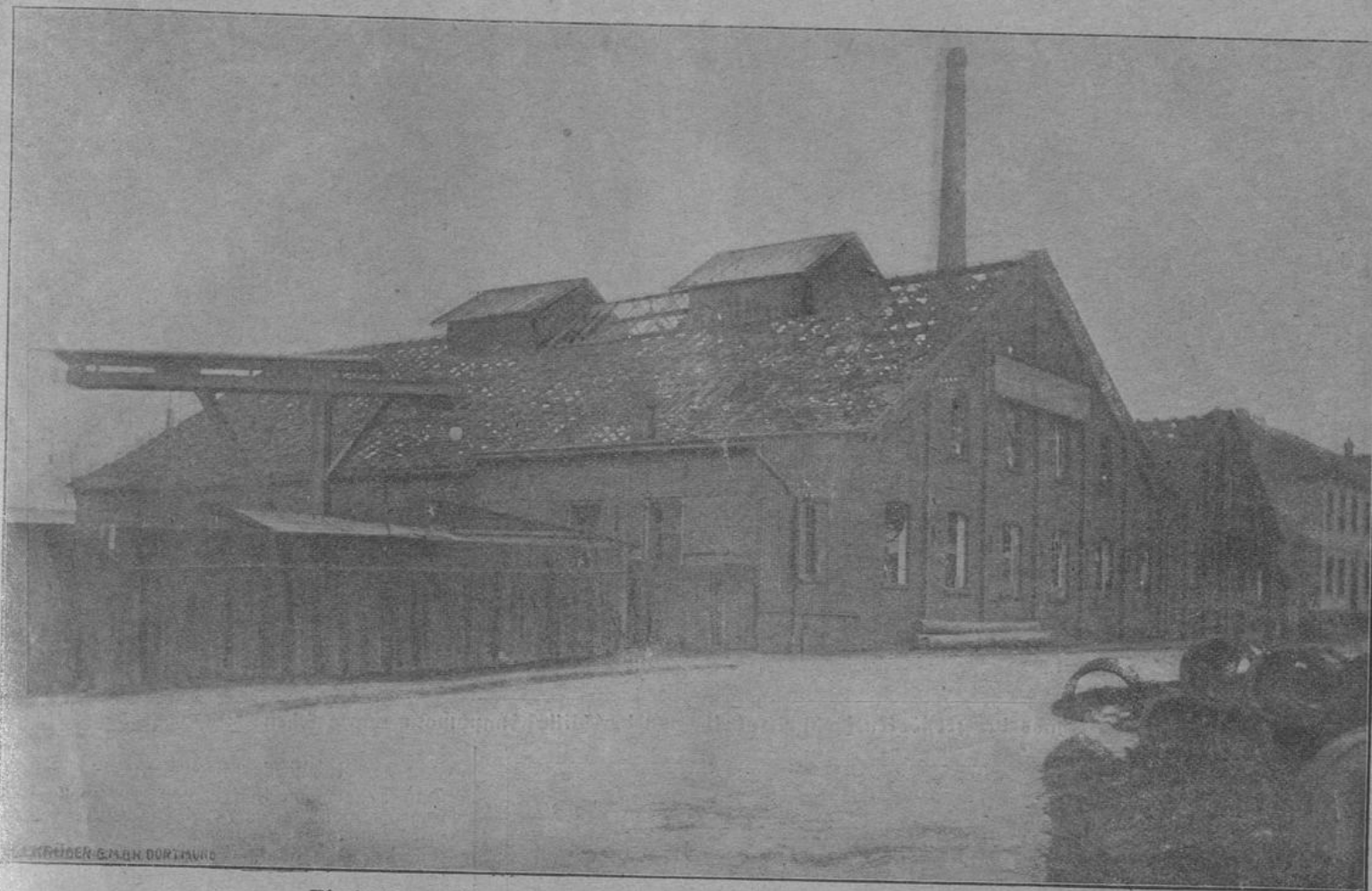
C.L. Krüger, G.m.b.H. Delfm.

Der demolierte Saal des „Westfälischen Hofes“ in Annen

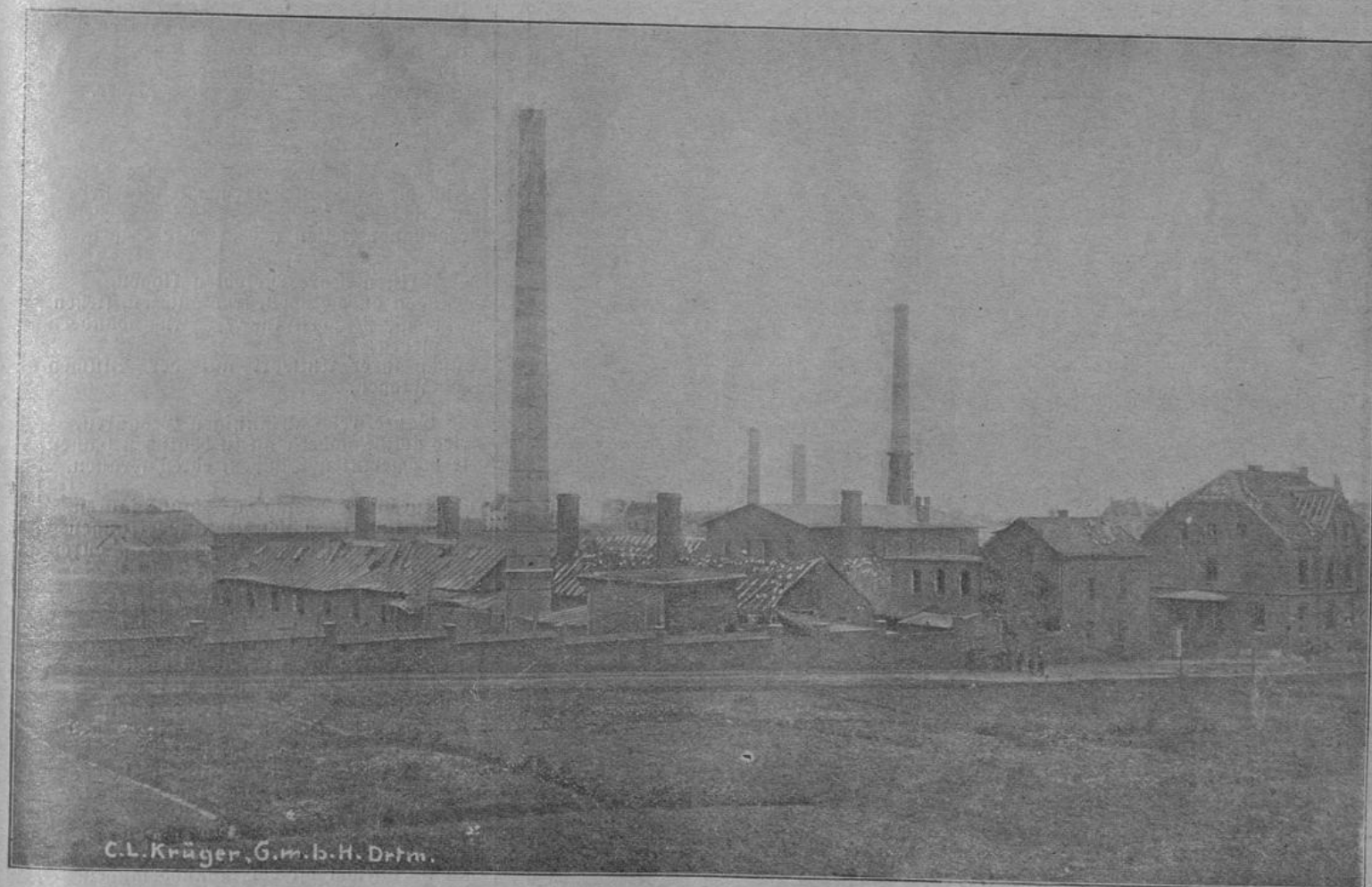


C.L. Krüger, G.m.b.H. Dortmund phot.

Eine Gruppe Häuser der Bruppischen Kolonie an der Bergstraße in Annen

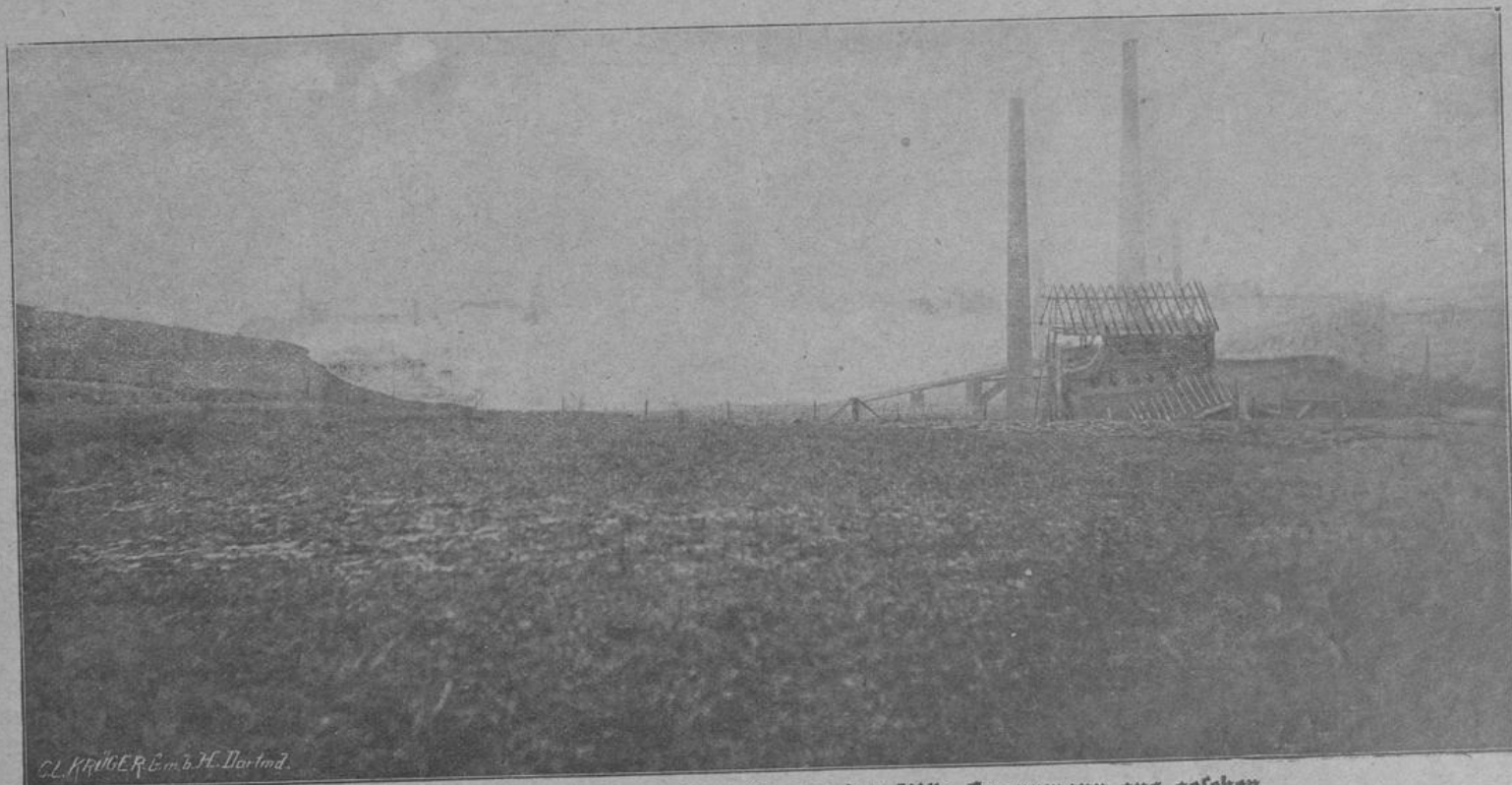


Die in ihrem Innern schwer beschädigte Lindnersche Fabrik in Erlen



C.L. Krüger, G.m.b.H. Detm.

Die Knappmannschen Fabrikgebäude



C.L. KRÜGER & Co. b.H. Darmst.

Das Chaos der zerstörten Robur-Fabrik, von der Villa Knappmann aus gesehen



C.L. Krüger & Co. b.H. Darmst.

Das Innere eines Arbeiterheims an der Steinstraße nach der Katastrophe

Zweifelhafte Charade.

Das Erste macht in fremden Sprachen
Dem kleinen Schüler oft Beschwer,
Niemand ist gern zu ihm gekommen,
Doch die Juristen schätzen sehr.
Das Zweite dient bei Sonn' und Regen,
Und immer zeigt sich's überspannt,
Oft schlicht ist's, doch von Spikensalten
Umwallt ziert es der Schönen Hand.
Das Ganze dient dem kühnen Streben,
Uns ungemess'ne Aethermeer.
Und leicht läßt es zur Tiefe schweben,
Was sonst herniederschmettert schwer.

*

Rätsel-Sonett.

Wo moosumspinnen Burgruinen ragen,
Siehst du die schönen Ersten häufig stehen.
Ein Dichterohr vernimmt aus ihrem Behen
Vergangner Zeiten wunderbare Sagen.

Der Dritten hehre Melodien klagen,
Lobfingen andachtsvoll, frohjauchzen, flehen.
Du magst sie gern im Frühling wandern
sehen;
Lauscht ihrer Antwort auf der Blumen
Fragen.

Das Ganze, reich an sinnigen Gedanken,
Pries gottbegnadet einst in deutschen Gauen
Die hochgemuten Kämpen, edlen Frauen.

Ob seine Glieder auch zu Staube sanken,
Es lebt in unsern Landen unverflungen
Sein herrlich Lied, von tiefem Ernst durch-
drungen.

*

Logogriph.

Mit B ist es mit uns verwandt,
Doch auch in der Chemie bekannt.
Mit H kennt man es weit und breit
Als treffend Bild der Furchtbarkeit,
Auch sieht man es manchmal im Sitzen
Possierlich seine Löffel spizen.
Mit N hat es, obgleich ein Hügel,
Doch Wurzel, Spitze und auch Flügel.
Mit V ein Luxusgegenstand,
Wird es gefüllt von schöner Hand.
Doch das mit O im fernen Süden
Beut Zuflucht oft dem Wandermüden.

*

(Die Auflösungen folgen in nächster Nummer.)